

Erk F. Hansen

*Das Treffen zu Würzburg
im Jahre 1210*



Eine Novelle aus dem Hochmittelalter

Inhalt

Präludium, oder auch Vorspiel

Der erste Tag:

Was davon zu halten sei?

Der zweite Tag:

Überraschender Besuch

Der dritte Tag:

Gottfried und Wolfram streiten, Hartmann schlichtet

Postludium, oder auch Abgesang

Nachwort

Anhang: Die nhd. Übersetzungen

Habent sua fata libelli
(T. Maurus, Ende 2. Jh.)

Präludium, oder auch Vorspiel¹

*Dat sagetun mi usare liuti,
alte anti frote, dea erhina warun,
dat Hiltibrant hætti min fater: ih heittu Hadubrant.
Forn her ostar giweit, floh her Otachres nid.
Her furlaet in lante luttilla sitten
pruti in bure, barn unwahsan,
arbeo laosa; he raet ostar hina.
[Übers. S.201, Nr. 1]*

Die erste Frau, von der uns in der deutschen Literatur erzählt wird, hatte das Schicksal einer von ihrem Mann - notgedrungen - verlassenen alleinerziehenden Mutter eines kleinen Sohnes namens Hadubrant. Und da dieser berichtet, er habe den Namen seines Vaters nicht von seiner Mutter, sondern von 'seinen Leuten' gehört, müssen wir annehmen, dass sie ihn früh von sich weggegeben oder sonstwie verlassen hat; vielleicht ist sie auch gestorben? Wie auch immer: Die Frau tritt mit *tragischem Schicksal* - unverschuldeter Verlust des Mannes, Verlust des Sohnes - in die deutsche Literaturgeschichte ein. Ihren Namen nennt das althochdeutsche *Hildebrandslied* aus dem 9. Jh. nicht: Ob auch ihr Name mit einem »H« begann? *Welaga nu, waltant got, wewurt skihit*. Oder, wie es der Chor in Sophokles' *Antigone* formuliert: *Keines Menschen Leben erfüllt sich frei von Unheil*.

Doch Halt: unverschuldet? Im persönlich zu verantwortenden Sinne ja, doch das 9. Jh. kennt ein solches individualisierendes Ich-Verständnis noch nicht:

Wela, that thu nu, Eva, habas ubilo gimarakot unkarō selbarō sid.

Nu mag mi that hreuwān, that ik is io bad hebanrikan god,

waldand thana guodan, that he thi hier warahta te mi, af minum lidium...

[Übers. S.201, Nr. 2]

Der religiöse Fluch als schöpfungsgeschichtliche *Urschuld* der Frau dem Mann gegenüber, der ihrer begehrte, sich nach der Frau sehnte, wie es in Adams Worten deutlich wird, und die doch 'nur' Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch werden konnte; ihm dadurch zwar anverwandt, ihn damit jedoch auch seiner gottursprünglichen Ganzheit beraubend. Ein verhängnisvoller Ausgangspunkt für die Sicht des Mannes auf die Frau.

Doch es wuchs den Frauen auch etwas zu, was im 10. Jh. seine überlieferte Formulierung fand - ihre *magische Macht* über die Männer:

Eiris sazun idisi, sazun hera duoder.

Suma hapt heptidun, suma heri lezidun,

suma clubodun umbi cuoniowidi:

insprinc haptbandun, invar vigandun!

[Übers. S.201, Nr. 3]

Was den kriegerischen Helden selbst offenbar nicht gelang, hier gelingt es den jungfräulichen Mädchen: die Männer aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Der althochdeutsche Zauberspruch sagt dabei nichts über die Motive der Frauen aus. (Zwei Jahrhunderte später wird man es als Macht der *Minne* deuten, die zur stärksten Fessel wird, mit welcher die Frau den Mann an sich zu binden vermag. Und umgekehrt.) - Die liebende, die begehrende Frau, sie tritt erst gegen Ende des 11. Jhs. in der *Wiener Genesis* auf, im

alttestamentarischen Gewand und bereits in
frühmittelhochdeutscher Sprache (sie wird später
beeindruckende Nachahmerinnen finden):

*Unde was er doch so schone
same diu wunnesame bluome,
daz si alle wunter nam,
wannen er ware so wolgetan.
Do iz Joseph also wole ane vie
und ime an niehte missegie,
do begunde er siner vrouwen lichen:
si wollte in beswichen,
si begunde getougen
an im werfen die ougen.
Si tet wider in die gebare,
die ime waren unmare.
Si begund in spenen
und unrehtes wenen.
Do si iz langere nemahte verhelen,
do begunde si zuo ime spilen:
diu selbe verwazzene
bat in, mit ire slaffen.
[Übers. S.201f., Nr. 4]*

Ein derart überwältigendes, alle Grenzen gesellschaftlicher Konvention sprengendes physisches Begehren von seiten der Frau wird - im Rahmen der Josephs-Geschichte - erst wieder Thomas Mann formulieren. Doch auch das Begehren des Mannes steht dem in nichts nach, sagt doch Holofernes im *Vorauer Judithlied* (1. Hälfte des 12. Jhs.) über die schöne Judith, als sie ihm (zufällig?) über den Weg läuft:

*Nu dar, kamirari,
ir machit mirz bigahin!
Ich gisihi ein wib lussam
dort ingegin mir gan;*

*mir niwerdi daz schoni wib,
ich virlusi den lib:
daz ich giniti minis libis
insamint demo schonin wibi!*
[Übers. S.202, Nr. 5]

Und die Kämmerer gehorchen, sie als das beliebig verfügbare Objekt behandelnd, als das ihr Herr sie bezeichnet hatte: *Di vrouwin si uf hubin / in daz gezelt si si drugin* - »Sie hoben die Frau hoch / und trugen sie in das Zelt.« Nur, dass Judith sich diese Behandlung nicht gefallen lassen wird: auf Geheiß Gottes wird sie ihm später den Kopf abschlagen, eine frühe Kriemhild. Dabei hatte Holofernes eigentlich nichts Unrechtes getan, jedenfalls hätte er sein Vorgehen durchaus begründen können (*Vom Rehte*, Ende 12. Jh.):

*Daz wip chom von dem man,
si schol im sin gehorsam.
Si wart genomen von sinem libe.
Von den schulden so gat der man noch nach dem wibe,
daz er si des bedwinge,
in sine gewalt bringe.*
[Übers. S.202, Nr. 6]

In vollkommen neuer, dann aber auch rasch sich erschöpfender Weise wird erst der frühmittelhochdeutsche sog. 'donauländische' Minnesang das Bild der Frau zeichnen. Die sozial hochgestellte Frau wird hier zur unerreichbaren »Dame«, in deren Dienst der Mann tritt, wobei sein 'Dienst' in der Lobpreisung seiner »Herrin« besteht, deren Gunst er damit zu erringen hofft, wobei er zugleich weiß, dass diese Hoffnung sich niemals erfüllen wird. Die *vrouwe* ist natürlich immer edel, tugendhaft und selbstverständlich außerordentlich schön (= gr. *kalokagathia*); der Mann beklagt, dass seine Dame ihn nicht erhören will. Wie gesagt,

auf Dauer etwas eintönig, aber es gibt interessante Abweichungen von diesem Schema, so z.B. bei Herger:

*Swelh man ein guot wîp hât
unde zeiner ander gât,
der bezeichent daz swîn.
Wie möht ez iemer erger sîn?
Ez lât den lûtern brunnen
und leit sich in den trüeben pfuol.
Den site hât vil manic man gewonnen.
[Übers. S.202f., Nr. 7]*

Die christlich favorisierte Ehe also, die hier als einzuhaltende Norm festgestellt, aber, wie man hört, längst nicht immer eingehalten wird. Oder ein anonymen Dichter:

*»Mir hât ein ritter«, sprach ein wîp,
»gedienet nâch dem willen mîn.
Ê sich verwandelt diu zît,
sô muoz ime doch gelônet sîn.
Mich dunket winter unde snê
schoene bluomen unde klê,
swenne ich in umbevungen hân.
Und wærz al der welte leit,
sô muoz sîn wille an mir ergân.«
[Übers. S.203, Nr. 8]*

Eine Herrin, die dem Mann seinen Minnedienst mit ihrer Hingabe zu lohnen bereit ist, da, wie ihre Naturmetaphorik verrät, sie ihn ebenfalls liebt und - auch das sagt der Text - von der Sorge geprägt ist, dass es für die Gewährung ihrer Gunst bald zu spät sein könnte. Worauf bezieht sie sich? Auf die Gefahr, dass er, ein frustrierter Werber, sie verlassen könnte? Dass sie, die noch Schöne, bald anfangen dürfte zu verblühen und an körperlicher Attraktivität einzubüßen? Der Text sagt nichts darüber aus.

- Dass man sich auch in eine hoffnungslose Sehnsucht nach der geliebten Frau bis zur Hörigkeit hineinsteigern kann, beweist Meinloh von Sevelingen, wenn man auch nicht sagen kann, inwieweit hier ein persönliches Erleben in den Text hineinspielt, oder ob es sich nicht doch nur um konventionellen, d.i. gattungsbedingten 'Rollensprech' handelt:

*Ich bin holt einer vrowen, ich weiz vil wol umbe waz.
Sît ich ir begunde dienen, si geviel mir ie baz und ie baz.
Ie lieber und ie lieber sô ist si zallen zîten mir, ie schoener
und ie schoener, vil wol gevallet si mir.
Si ist sælic zallen êren, der besten tugende pfligt ir lîp.
Sturbe ich nâch ir minne
und wurde ich danne lebende, sô wurbe ich aber umbe
daz wîp.*

[Übers. S.203, Nr. 9]

Friedrich von Hausen reflektiert über die Liebe und ihre Wirkung im Allgemeinen:

*Waz mac daz sîn, daz diu werlt heizet minne,
und ez mir tuot sô wê ze aller stunde
und ez mir nimet sô vil mîner sinne?
Ich wânde niht, daz ez ieman enpfunde.
Getorste ich es jehen, daz ich ez hête gesehen,
dâ von mir ist geschehen alsô vil herzesêre,
sô wollte ich dar an gelouben iemer mêre.*

[Übers. S.203f., Nr. 10]

So richtig weiß man gar nicht, worauf er eigentlich hinauswill, außer dass er die Liebe als den Menschen überwältigendes Gefühlserleben erfahren hat, welches man sich auf rationaler Ebene nicht zu erklären vermag. Aber vielleicht war es das auch schon. In einem weiteren Lied ist es jedenfalls die rein äußere, physische Erscheinung der

Frau und das an ihre Körperlichkeit gekoppelte Begehren, das ihm zum quasi metaphysischen Erlebnis wird, welches die Frau in gleicher Weise auf ihn verpflichten soll:

*Ich sihe wol, daz got wunder kan
von schoene wûrken ûz wîbe.
Daz ist an ir wol schîn getân,
wan er vergaz niht an ir lîbe.
Den kumber, den ich lîde,
den will ich gerne hân,
ze diu daz ich mit ir belîbe,
und al mîn wille sül ergân.
Min vrowe sehe, waz sî des tuo!
Dâ stât dehein scheiden zuo.
[Übers. S.204, Nr. 11]*

Ein weiterer frühmittelhochdeutscher Dichter, Rudolf von Fenis, thematisiert eine fast modern anmutende Erfahrung insofern, als dass hier die Liebe und das Begehren als in Wechselrelation einander verfehlend dargestellt werden - eine fast schon komisch wirkende Situation, wäre sie nicht tatsächlich traurig genug:

*Ich hân mir selber gemachet die swære,
daz ich der ger, diu sich mir will entsagen.
Diu mir zerwerbenne vil lîhte wære,
die vliuhe ich, wan si mir niht kan behagen.
Ich minne die, diu mirs niht wil vertragen.
Mich minnent ouch, die mir sint doch bormære.
Sus kan ich wol beide, vliehen und jagen.
[Übers. S.204, Nr. 12]*

Heinrich von Morungen synthetisiert mehrere Ebenen der Minne in seinem Lied: Das Aussehen der Frau, ihr Verhalten, die gesellschaftliche Reaktion auf diese Liebe, die Auswirkung auf den Mann und dessen direkten Ausdruck

seines Wunsches wie seines höfischen Habitus. Seine Klage zielt dennoch hauptsächlich und unverstellt offen auf das Bedauern ausgebliebener sexueller Erfahrungen mit Frauen:

*Ir lachen und ir schoene ansehen
und ir guot gebærde hânt betoeret lange mich.
In kan anders niht verjehen.
Swer mich ruomes zîhen will, vür wâr, der sündet sich.
Ich hân sorgen vil gepflegen
und den vrouwen selten bî gelegen,
ôwê,
wan daz ich si gerne an sach
und in ie daz beste sprach.
Mir enwart ir nie niht mê.
[Übers. S.204f., Nr. 13]*

Mit Hartmann von Aue schließlich erfolgt der Übertritt in die Zeit des Hochmittelalters, der staufischen Klassik, wie diese Phase der deutschen Literatur auch gern genannt wird (und in welcher das folgende Gespräch zwischen Hartmann, Gottfried und Wolfram angesiedelt sein wird). Darum ein letzter Text von eher erzählerischem als lyrischem Charakter als Überleitung, der uns das männliche lyrische Ich in einer souveränen Individualität präsentiert, welches gelernt hat, seine Liebeserfüllung außerhalb bestehender höfischer Erwartungshaltungen zu finden, denen es offenbar auf sozialer Ebene zugehört (denn sonst wäre er ja nicht von seinen Kumpanen gefragt worden):

*Maniger grüezet mich alsô
- der gruoz tuot mich ze mâze vrô -:
»Hartmann, gên wir schouwen
ritterliche vrouwen.«
Mac er mich mit gemache lân
und île er zuo den vrowen gân!
Bî vrowen triuwe ich niht vervân,*

wan daz ich müede vor in stân.

*Ze vrowen habe ich einen sin:
als sî mir sint, als bin ich in;
wand ich mac baz vertrîben
die zît mit armen wîben.
Swar ich kum, dâ ist ir vil,
dâ vinde ich die, diu mich dâ wil;
diu ist ouch mînes herzen spil.
Waz touc mir ein ze hôhez zil?*

*In mîner tôrheit mir beschach,
daz ich zuo zeiner vrowen gesprach:
»vrowe, ich hân mîne sinne
gewant an iuwer minne.«
Dô wart ich twerhes an gesehen.
Des will ich, des sî iu bejehen,
mir wîp in solher mâze spehen,
diu mir des niht enlânt beschehen.
[Übers. S.205, Nr. 14]*

¹ Diesem *Präludium* liegen folgende Textausgaben zugrunde: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800-1150 (= Bibliothek des Mittelalters, Bd. 1), hg. W. Haug und B.K. Vollmann; Frankfurt/M. 1991 (Deutscher Klassiker Verlag) sowie Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters (= Bibliothek des Mittelalters, Bd. 3), hg. I. Kasten; Frankfurt/M. 1995 (Deutscher Klassiker Verlag). Zur textlichen Absicherung diente die Sammlung Des Minnesangs Frühling (MF), hg. H. Moser und H. Tervooren; Stuttgart ³⁷1982 (Hirzel)

Der erste Tag Was davon zu halten sei?

*I*ns Vorgestern versank, was auch zukünftig Gewesenes sein wird. Die Geschichten von vorgestern können sich auch jetzt zutragen. Diese fing vor mehr als achthundert Jahren an. Andere Geschichten auch. So lang rührt jede Geschichte her, die in deutscher Sprache erzählt wird. Was in Würzburg begann, schreibe ich auf, weil wir alle, die gegenwärtig Lebenden, diese Geschichten wieder und wieder durchleben müssen und mit ihnen aschgrau werden.

Hartmann von Aue kam aus dem Herzogtum Schwaben, Wolfram von Eschenbach hatte sich aus dem Frankenland auf den Weg gemacht, und Gottfried von Straßburg reiste aus dem Elsaß an. Den kürzesten Weg hatte also Wolfram, auf mit Nessel und Disteln verkrauteten Straßen, die diese Bezeichnung kaum verdienten, unsicher zudem für alle drei, Männer des Wortgeschehens, mit Manuskripttaschen bewehrt, doch langten sie wohlbehalten und sogar am selben Tage in ihrer auf Zeit gemeinsamen Herberge in Würzburg an.

Drei weitere Personen aber fehlten, dies jedoch aus guten Gründen: Die Anreise von Maastricht her wäre Heinrich von Veldeke schlicht nicht zuzumuten gewesen, außerdem war er bereits ein Jahrzehnt zuvor gestorben und schied daher aus. Walther von der Vogelweide, dem listigen Verseschmied, war eine Einladung gar nicht erst zugegangen, da die Herren Epiker es bevorzugten, unter sich zu bleiben und keinen Lyriker unter sich dulden wollten, obwohl weitgehend darüber einig, 'dass er was konnte'. Den

Verfasser des *Nibelungenliedes* dagegen hätte man zwar sehr gerne eingeladen, doch musste dies aus Unkenntnis seines Namens und seiner Herkunft unterbleiben, was natürlich schade war.

Die Manuskripttaschen. Sie enthielten das Wertvollste, was sie alle drei bei sich trugen und was für die Diebe und Wegelagerer zugleich das Wertloseste gewesen sein würde, wären sie diesen denn in ihre räuberischen Hände gefallen; ihre Versepen nämlich, dem lauernden Gesindel ebenso unentzifferbar wie im Wert unbezifferbar, da nicht aus Silber und Gold geschmiedet, sondern aus Silben und Worten geprägte Sprache: Der *Erec*, der *Gregorius*, der *Arme Heinrich*, der *Iwein*, alle vier von Hartmann sorgfältigst gehütet; der *Parzival* und der *Willehalm*, letzterer noch 'unter der Feder' Wolframs und daher unvollendet (den *Titirel* sollte er erst noch, nach diesem Treffen, schreiben); der *Tristan*, auch er nicht abgeschlossen durch Gottfried, der glücklicherweise zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen konnte, dass sein Werk tatsächlich unvollendet bleiben sollte aufgrund des vorzeitigen Ablebens seines Verfassers. (Einige Jahre später würde Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg unabhängig voneinander sich dieser Aufgabe unterziehen, den *Tristan* zu vollenden - letzterer mit mehr Glück und Können -, aber auch das wissen nur wir, die Jetztgeborenen, nicht Gottfried selbst, der Längstverstorbene, zum Zeitpunkt dieser Geschichte jedoch noch immer Quicklebendige.)

*

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Nicht um prachtvolle Handschriften handelte es sich bei den von ihnen mitgeführten Manuskripten, wie sie etwa in der Jenaer, der Weingartner, den beiden Heidelberger oder der St. Gallener Handschrift auf uns Heutigen gekommen sind;

nein, es waren kleinformatige Hefte auf schlechtem Pergament, mit winzig kleiner Schrift von Rand zu Rand bedeckt, die teure Fläche voll ausnutzend, in die sie notierten, was auf ihren billigen Wachstafeln zuvor an Versen zur Reife gediehen war, Lage um Lage allmählich wachsend, welche nach und nach mit feinen Stichen dem Fertigen hinzugeheftet wurden, ein Manuskript bildend, aus dem sie vorlesen oder anderen Schreibern diktieren konnten in stundenlangem öder Tätigkeit; dennoch befriedigend, da sie ihr Werk wachsen sahen auf nunmehr gönnerfinanzierten großformatigen Pergamentbögen, die kalligrafischen Künste mancher Schreiber bewundernd, welche mit geschickter Hand Majuskeln farbig gestalteten und verzierten, ging es zu einem neuen Abschnitt des Erzählenden über. Solcherart waren die von ihnen mitgeführten Hefte, die sie sorgsam verwahrten und aus denen sie sich vorlesen würden, sollte das Gedächtnis einmal ob der prallen Versfülle schwächeln, was selten genug vorkam in diesen Zeiten sich tradierender Oral Poetry.

Der Texte waren schließlich wenig genug in diesen analphabetischen Zeiten, da die Schreib- und Lesekunst bei weitem noch nicht so verbreitet war wie heute, über 800 Jahre später; wo das geschriebene und dichterisch gesprochene Wort sich hinter Klostermauern verbarg oder an verstreuten herzoglichen, gräflichen und fürstlichen Höfen von Zeit zu Zeit laut fand, rezitiert oder gesungen, der Ödnis langer Tage Glanz verleihend in abwechslungsarmer Zeit, den Menschen zur Verwunderung und zum Entzücken, denen nun plötzlich Erstaunliches, Wunderbares, Erhebendes vernehmlich wurde in einer Sprache, die sie verstanden; allzu lange - und noch immer - gewohnt, in den Kirchen mit Worten konfrontiert zu werden, die sich ihrem Begreifen entzogen, da lateinisch formuliert und welche sie im rituellen Vollzug nachsprachen ohne

eigentliches Verständnis, doch bedeutungsschwanger, soviel immerhin ahnte man.

Ob den Geistlichen der Zeit bewusst war, dass mit der Emanzipation der Sprache eine Emanzipation des Weltlichen einhergehen musste? Dass die Kirche ihrer Deutungshoheit über den Menschen verlustig ging? Dass aus der gottzugewandten *caritas* und dem sinnenfeindlichen *amor* eine die Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit des Menschen mächtig bejahende *minne* erstand, den Menschen so viel näher in ihrem Fühlen und Sehnen? Vermutlich. Und vermutlich war ihre zu vermutende Gegenwehr zwecklos angesichts der Macht des neuen Wortes, das nun in mittelhochdeutscher Sprache erklang. Wissen können wir es nicht.

*

Was waren das nun für Männer, die sich verabredet hatten, hier, in dieser kostengünstigen Herberge zu Würzburg, für einige wenige Tage zusammenzukommen, um über das zu sprechen, wovon wir noch hören werden? Hartmann, der allseits anerkannte und hochgeehrte Grandseigneur der Hochliteratur, würde den Part des Moderators übernehmen müssen, denn die beiden anderen, die er da für wenige Tage bei sich haben sollte, konnten verschiedener kaum sein: Wolfram, der Hitzkopf, der Provokateur, der Aufmüpfige, der Heißsporn, der Querulant; und Gottfried, der Besonnene, der Snob, der Lebemann, der Ästhet, der Hedonist - Hartmann ahnte, dass er zu tun bekommen würde mit diesen beiden so unvergleichlich begnadeten Dichtern, die er insgeheim bewunderte (was er ihnen aber selbstverständlich niemals eingestehen würde).

*

Obwohl derjenige mit dem kürzesten Weg, traf Wolfram als Letzter ein, sich mit seiner häuslichen Unordnung entschuldigend, er habe einige notwendige Dinge nicht sogleich finden können; Gottfried war bereits zwei Stunden zuvor angelangt. Der erste war Hartmann gewesen, wie nur billig, hatte er doch das Treffen anberaumt und fühlte sich somit als Gastgeber, dem es oblag, die Herberge samt Küche zu inspizieren, damit alles seine gute Ordnung habe, wozu ebenfalls gehörte, vorab die Schlafkammern gehörig zu verteilen; Gottfried, der Ruhebedürftige, möglichst abseits der Schankstube, über der Wolfram seine Kemenate finden würde: Ihm war am ehesten zuzutrauen, dass er sich abends noch unter die Menschen begeben mochte. Hartmann blickte aus seinem Zimmer auf die prächtige Linde im Innenhof.

Die Auswahl der Speisen hatten die beiden ebenfalls in seine Hand gelegt mit der Maßgabe, hierbei nicht knauserig zu sein: Wenn man schon einmal beieinander sei, dürfe es ruhig etwas üppiger zugehen, man wolle eine gute Zeit miteinander verbringen. Befriedigt stellte er fest, dass man in der Küche seinen Anordnungen in allen Punkten Folge geleistet hatte, auch sei alles besorgt worden, was den Herren genehm sein mochte; kein ganz billiges Vergnügen allerdings, Hartmann winkte ab, seines adligen Herren als Sponsor des Treffens gewiss.

Die Herbergseltern angenehme Menschen; trotz seiner Jovialität war ihm abzumerken, dass er seine Gäste im Zaum zu halten wusste, käme es darauf an (womit weiß Gott nicht sie drei gemeint waren!), und dass auch sie ihr Küchenhandwerk beherrschte, davon zeugte schon ihre beeindruckende Leibesfülle. Die Magd, welche sie während ihres Aufenthalts bedienen würde (nicht die Tochter des Hauses, wie er sich versicherte), war von sehr angenehmem

Äußeren und durchaus offen im Umgang, was Gottfried sicher freute, möglicherweise würde er zu tun bekommen. Wie schade, dass er, Hartmann, schon so betagt war.

Sie verabredeten sich zum Abendessen, zuvor sollte noch ein wenig geruht werden. Ihrer aller Anreise war zwar glimpflich und ohne unangenehme Zwischenfälle verlaufen, aber doch ob des bedenklichen Zustands der Wege anstrengend gewesen, nun denn.

*

*H*artmann hatte darum gebeten, ihnen einen gesonderten Raum zuzuweisen, wo sie ihre Mahlzeiten einnehmen und arbeiten könnten, dies war ihm anstandslos zugesagt worden, wenn auch die Geräusche aus der Schankstube störend herüberdrangen, nun, man würde sich gewöhnen. Der Raum war klein, doch hell, für den Abend standen ihnen ausreichend Kerzen zur Verfügung, die nur ja nicht unbeaufsichtigt brennen zu lassen die Wirtin sie dringend ermahnte, dies wurde ihr zugesichert. Ein runder Tisch mit drei Gedecken, drei Stühle dabei: eine kleine, aber feine Artusrunde, wie Gottfried scherzend bemerkte. »Aber nur *eine frouwe*«, wie Wolfram bissig ergänzte, Gottfried lachte: »Wohl eher eine *maget* als eine *frouwe*, aber das sollte die Sache einfacher machen.« Wolfram beließ es bei einer abfälligen Handbewegung.

Derbes, körniges Brot, gute Butter, aufgeschnittener Braten, dazu Käse: Ob die Herren Bier oder Wein zu trinken wünschten? Auf Nachfrage wurde ihnen beschieden, dass das Bier von einem in der Nähe belegenen Kloster bezogen wurde, woselbst es von den Mönchen eigenhändig gebraut würde, sehr bekömmlich; der Wein selbstverständlich aus hiesiger Gegend, Riesling, fein und mit wenig Säure, er werde den Herren munden. Gottfried und Hartmann wählten

den Wein, Wolfram entschied sich für das Bier; die Magd versprach, beides sogleich zu bringen.

Beherzt langten sie zu, hungrig wie sie waren; der kalte Braten fand allgemeines Lob, der Käse war Wolfram zu mild, Gottfried zu würzig, einzig Hartmann fand nichts an ihm auszusetzen. Der Wein ausgezeichnet und überraschenderweise wohltemperiert, so auch das Bier, welches Wolfram durstig und mit Behagen in sich hineintrank, die Mönche lobend, die ja doch zu etwas gut seien - diese letztere Bemerkung verwies ihm Hartmann jedoch mit scherzend erhobenem Zeigefinger. Die Herren Epiker würzten sich das Mahl mit angeregtem Austausch über die neuesten Nachrichten, die jeder von ihnen aus seiner Weltecke mitgebracht hatte, Literarisches solle dabei allerdings dem Abend vorbehalten bleiben, so die Übereinkunft.

Hartmann und Gottfried, ihrem Riesling mit Bedacht zugetan und sich soeben ihr zweites Glas einschenkend, bemerkten mit kritischem Stirnrunzeln, dass Wolfram sich bereits zum dritten Mal den vor ihm stehenden Krug mit Braunbier füllte und ihn sogleich zur Hälfte wieder leerte. Derart durstig konnte der Mann doch gar nicht mehr sein? Beim vierten Nachschenken dann hielten sie es für geboten, ihn, dem die Zunge schon schwer zu werden begann, zu ermahnen, es doch am ersten Tag nicht sogleich zu übertreiben, man wolle den Abend noch zum Gespräch nutzen. Wolfram grunzte, ließ ein »ach, was wisst Ihr denn« vernehmen, rechtfertigte sein Tun mit der Süffigkeit des vor ihm stehenden Mönchsgetränks, dem ihr Wein nicht das Wasser reichen könne - ein missglücktes Wortspiel, zu dem Gottfried nur abfällig das Gesicht verzog -, hielt sich dann aber für den Rest der Mahlzeit doch erkennbar zurück.